

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1920

76 (14.2.1920) Volk und Heimat



Volk und Heimat

Wochenschrift der „Badischen Presse“

Nr. 7

Karlsruhe, Samstag, 14. Februar.

1920

Selbstbefinnung.

Jünglingswort sei:
Mensch werde frei!
Kein Schwarmgeist gilt.
Freiheit wächst nicht wild;
Freiheit ist Frucht
Der Manneszucht.

Das ist ein Spruch, den Richard Dehmel, der vor einigen Tagen, ein Kämpfer und Ringer bis zuletzt, dahinschied, unserer Jugend ins Leben mitgab. Sie kann ihn gegenwärtig besser brauchen denn je. Denn ihr besonders verwirrt der verführerische Begriff der Freiheit die tatenburstigen Brauselöpfe. Jugend neigt ja an sich schon zum Ueber-schwänglichem, zur Ueberhöhung der eigenen Kräfte. Sie ist erfüllt von solchen Kräften, die andererseits die Widerstände der Welt noch nicht erfahren haben. Sie ist auch bedrängt von diesen ihren inneren Kräften und weiß sie noch nicht nach Wert und Unwert sorglich zu scheiden. Jugend ist die Sturm- und Drangzeit unseres Lebens. Wer eine solche Zeit nicht durchgemacht hat, der muß schon keine rechte Jugend gehabt haben, kein rechter Mensch sein.

Aber Gefahr ist dabei. Jemand muß die stürmenden und drängenden Kräfte doch sammeln und geordnet werden. Jemand muß sie auf die praktischen Aufgaben des Lebens eingestellt werden. Das verlangen die Aufgaben unseres Einzeldaseins, das verlangen auch die Aufgaben der Gemeinschaft, in der wir stehen. Und deshalb muß das Ideal der Freiheit verbunden werden mit dem Ideal des vernünftigen Maßes. „Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht. Wer sich nicht selbst besieht, bleibt immer Knecht.“ So spricht Goethe die gleiche Lebensweisheit aus wie Dehmel. Wer seiner Freiheit nicht selbst das rechte Maß zu setzen weiß, der wird schließlich statt der Freiheit die größte Unfreiheit gewinnen. Er wird der Knecht seiner Leidenschaften oder seiner törichten Schwärmerieen oder seiner Wider-sprüche und Unklarheiten werden. Machen wir uns zunächst einmal von den schlimmen Herren frei, die im eigenen Innern unsere wahre Freiheit, die vernünftige, weitschauende, willensstarke Freiheit, unter-wücken.

Und was für unsere Jugend gilt, das gilt zur Zeit von unserm Volk im ganzen. Der falsch verstandene Begriff der Freiheit richtet auch da den verhängnisvollen Schaden an. Auch unser Volk im ganzen lebt eben in einer jüngerhaften Stimmung. Es ist ja staatlich und politisch auch noch jung unter den Völkern Europas. Nun hat es eine reize siegreiche Revolution hinter sich; nun hat es die Fülle aller poli-tischen Rechte bekommen, mehr als es vor wenigen Jahren noch zu erträumen, geschweige denn zu fordern wagte. Da gehen die Wünsche und Leidenschaften mit seiner Seele durch. Da glaubt nun jeder, die Freiheit des neuen Staatswesens gebe ihm die Freiheit, zu tun, was er wolle.

So ist das heillosig Durcheinander entstanden, wo ein Stand auf Kosten des andern rücksichtslos nach Gewinnen jagt; wo eine Partei die andere wie den schlimmsten Todfeind belächelt, wo sich kaum noch jemand etwas Übel nimmt, um seinen Wünschen und Launen nachzu-gehen. Und der Erfolg ist auch da: die größte Unfreiheit. Hätten wir noch etwas Manneszucht bewahrt auch nach dem militärischen Zusammenbruch, es hätte sich doch manches retten lassen. Es hätte auch der Wille des Siegers immer noch einige Schranken vor sich ge-funden. Oder würden jetzt die Oppositionsparteien wenigstens die notwendigen Rücksichten auf politische Möglichkeiten und moralischen Kredit nehmen, dann würde unser Staatswesen schon wieder als ein

festeres Gebilde dastehen. Würde jeder einzelne beherzigen, daß sein eigenes Glück schließlich doch zu Schanden gehen muß, wenn das Volk im Ganzen zu Schanden geht, dann würden wir nicht den tiefen sittlichen Verfall zu beklagen haben, der uns täglich noch ärmer und schwächer macht, als selbst der Gewaltfriede von Versailles. Auch unser Volk braucht wieder Selbstbefinnung, Selbstducht, Manneszucht, wenn es wirklich frei sein will.

Die Notgeige des Gefangenen.

Mit dem künftigen „Volk u. Heimat-Preis“ der „Bad. Presse“ bedacht.

Die Notgeige des Gefangenen, von der ich hier erzählen will, lönte zuerst einem badischen Landestind, fern, fern der geliebten Heimat.

Sie entstand in der Kameraden Seele eines Kriegsgefangenen in der Vorbereitungszeit auf das deutsche Weihnachtstfest, inmitten des unerbittlichen Stachelstraßes, der ihn und seine Kameraden an den Gefilden des Mitteländischen Meeres, in ägyptischem Wüstenland, im heißen Delta des Nilmarmes festhielt.

Nein, es sollte den armen deutschen Kämpfern aus Deutsch-Ostafrika nicht so ergehen, wie den Gefährten des Odysseus: nicht ver-gessen sollten sie die Heimat, die sie mit der Seele suchten, gleich den Griechen, die bei den Labyrinthbergen mit der Speise des Götter in sich aufnahmen. Die Räume, die die Gefangenen im ägyptischen Lager eng beengten, bildeten nicht das laute Jubeln der üblichen Violinen, und eines Abends sah der Gefangene da im Dämmerlicht, sah und hörte in sich hinein, denn er wußte da drinnen einen heiligen Quell. Da mit einem Male zwang's ihn und er gehorchte, wie immer, wenn es drinnen tief und befiel. Und er wunderte sich über das Neue, das jetzt entstehen sollte.

Er nahm ein Brett, das die eine Kammer seines arkanischen Reifestuhles bildete, das war aus dem köstlichen feinsten Kaurichholz und hatte gerade Geigenlänge. Er machte sich daran — aber ach — der böse Hüter des Lagers hatte ihnen ja alle Messer, ja selbst Rasiermesser, alle Sägen, Zangen und Nägel weggenommen, da er als Antwort auf seine unerhörte Strenge täglich einen Ausbruch der Gefangenen befürchtete hatte. Doch der Geist der neuen Arbeit siegte: der Gefangene nahm einen Büchsenöffner, der zufällig auf beiden Seiten der Spitze etwas geschärft war; er nahm noch seine alte treue Nagelschere, die er dem Blut der feindlichen Hüter entzogen, und arbeitete einen Geigenhals an der oberen Hälfte des kleinen Balkens — denn eine Leise, eine fast stumme Geige sollte es werden, nur ein Balken, auf dem der Stieg steht, ohne Resonanz, eine Übungsgeige. Nur wenige Tage waren nötig, und sobald die Kameraden ab und zu gingen und mit verdrießlichen Gefangenengeächtern kamen, breitete sich immer wieder ein staunendes Rächeln über jedes Gesicht.

Der Eifer des Geigenbauers sprang freudig über auf die andern; denn was war da alles zu sehen: mit der Nagelschere hatte der Gefangene einen richtigen Geigenhals gedreht, eine Weinflasche hatte er zerbrochen und mit den Scherben und scharfen Glaskanten den Hals geglättet, mit dem Büchsenöffner hatte er Kerben geschneidelt für die Befestigung der Saiten oben, und einen Fensterhaken hat er abge-schraubt, glühend gemacht und gezirkelte Löcher für die Wirbel ge-brannt. Die Wirbel — o, war das eine Quäl mit den unzureichenden „Messern“! — die Wirbel hat er schließlich mit einer Giletteilinge geschneidelt. Nun das Griffbrett. Das entstand aus gestaffelter Schich-tung von starkem Papier; darüber kam ein sauber mit Glascherben geglättetes Brettchen einer Zigarrenrinne. Dieses nagelte der Ge-fangene mit halb abgebrochenen Stednadeln, und — zum Zeichen des fröhlichen Eifers — ordnete er die Nagelung noch in Ornamen-ten an.

Die beiden Bögen des Resonanzkastens, die nötig sind zum Kinn-halten und für die linke Hand, zimmerte er mit den Nägelchen aus demselben Zigarrenrinneholz. Saiten und Stieg hatte der Musik-gemohnte vortätig und nun war nur noch das große Problem zu lösen: wie sollen die Saiten unten verankert werden? Draht hatte er den Engländern schon früher ausgeschammt; die 4 Saiten mußten aber an einem festen Querschnitt liegen — da war auch schon der gute Geige-

Er ihm aufgetaucht: er nahm eine Hofenschnalle und — diese Kor-
 rektur erwies sich als ebenso praktisch wie humorvoll.
 Gut Ding will gut Weil. Und als der Gefangene längere Zeit
 mit richtigem Violinbogen das kleine Werk gespielt hatte, zeigte die
 stille Notengeige einen so angenehmen Ton, der sich immer mehr be-
 besserte, daß das Instrument sehr bald einer der beliebtesten Freuden-
 bringer in dem Gefangenenerlager wurde.
 Nun erlangen in zarten, doch weithin dringenden Tönen immer
 neue deutsche Weisen in warmen ägyptischen Nächten. Unter fremd-
 ländischen Dattelpalmen beleuchten Schumann, Mozart, Schubert,
 Bach, Grieg und der leidenschaftliche Beethoven die im lauschenden Kreise
 spenden deutschen Kriegsgefangenen. Denn und wann lockte, wie
 schüchtern, ein Kriegsmarsch, und wieder und wieder schlossen nie-
 derländische Volkslieder und das Dantgeten den feiervollen treu-
 deutschen Abend.

Es ist der Sohn einer Karlsruher Krattfamilie, der, heimgeführt
 aus der ägyptischen Kriegsgefangenschaft, in kleinem trauten Nach-
 bartkreis zum ersten Male wieder bei einem Trio von Beethoven sich
 dem vollen Künstlergenuss hingab, auf seinem alten wundervoll klingen-
 den Violonell mitzuspielen. Dann erzählte er, welche Entbehrung
 ihm darin die Gefangenschaft erst auferlegt und wie er sich dann ge-
 waltig hatte durch ein selbstgefertigtes Notinstrument, das, ohne Resonanzboden,
 nur aus Balken und Saiten bestand. Er wurde be-
 zogen, da er es als heilige Erinnerung mitgebracht, es herbeizuholen
 und zu zeigen. Und es war wie ein Zauber, der sich über die
 kleine Gesellschaft breitete, als er nun, wie träumend, den Bogen über
 die Saiten zog.

Unter diesem Eindruck ist das kleine Gedicht entstanden, das diese
 Stellen beschreiben soll. Als Dank für das Gedicht kam mir dann nach
 kurzen Tagen der oben wiedergegebene Entstehungsbericht, illustriert
 durch eine kunstvolle Zeichnung dieser einzigartigen, sinnigen Trübsal
 der Heimatfernen, der Notgeige des Gefangenen:

Welch weifern seine Töne
 Weh'n an mein lauschend Ohr,
 So leise, spärlichschöne,
 Wie nie ich hörte' zuvor?
 Ein überirdisch Klingen,
 kaum hörbar, traumhaft leis
 Ist's wohl ein Engelsflügel?
 Ist's fremder Vögelin Weis?
 Mein Innerstes durchdringen
 Die Klänge, märchenhaft,
 Als wollten Träume schwingen,
 Was Trost der Seele schafft!
 ... Gebaut die Zaubergeige
 Hat des Gefangnen Hand,
 Und ihre Saiten heißen:
 Sehnsucht an's Vaterland.

Alberta von Freydorf.

Bruchsal in seiner Geschichte.

Historische Skizze von Emil Belzner-Bruchsal.

In den Kaiserurkunden steht von einem Hofe Bruchfelsa (Sitz
 im Sumpf) geschrieben, der vermutlich schon unter den späteren
 Merowingern oder unter den Karolingern angelegt worden ist.
 Allmählich nur vollzog sich die Entwicklung von dem vorgeschicht-
 lichen Flecken bis zur Gründung durch fränkische Siedler. Nichts
 Sprunghaftes ist in der Geschichte von Bruchsal zu finden. Alles
 trägt das Gepräge eines annuitigen und bedachten Weisen, der sich
 bei jedem Schritte besinnt. — In Bruchsal weilt um die Wende
 des ersten Jahrtausends die sächsische Kaiser. 1066 fällt der Hof
 Bruchsal, nach verschiedenem Herrenwechsel, als Geschenk Hel-
 richs III., des Kaisers, mit der wildreichen Luffhardt an die Speierer
 Kirche. Mitte des 13. Jahrhunderts wird Bruchsal als Stadt er-
 wähnt. Kirchen, Kapellen, Tore, Mühlen und Pulvermühlen wer-
 den gebaut; Schloß, Burg, Sauerbrunnen, Synagoge, Badestuben,
 Befestigungen und ein Pulverturm sind in den Aufzeichnungen der
 nächsten Jahrhunderte zu finden. Als Hauptstadt des untern Kraich-
 gaus pilgerte Bruchsal in das grübelnde späte Mittelalter hinein.
 Früher hatte man Christus und Notan an einem Altare verehrt,
 aber langsam wich das heidnische Antlitz aus dem Kreis wider-
 strebender Gefühle.

Wenn man die Geschichte Bruchsal's überblickt, darf man nie
 eine günstige Lage an der uralten Bergstraße vergessen. Am Sal-
 bachufer hin, das hier in die weit geöffnete Rheinebene hinaustritt,
 umschmiegt an das freundliche Hügelband, zieht die alte Reichs-
 trasse von Speier herüber, über Bretten, Ehlingen, Ulm nach Augs-
 burg. Das bedeutete viel für die Gründung einer Gemeinde. — In
 beschleunigtem Wachstum erreichte Bruchsal, wie die gewissenhafte
 Chronik meldet, das verderbenvolle siebzehnte Jahrhundert, in wel-
 chem es mehrere Male von den Franzosen bis auf wenige Häuser nie-
 dergebrannt wurde. Im Jahre 1672 wurde ein Kapuzinerkloster er-
 richtet, 1763 ein Jesuitenhaus erbaut, das jetzige Gymnasium. Beide
 Deden sollten dem einst so gewaltig hier eingedrungenen Geist der
 Reformation sich entgegenstellen.

Wegen eines Aufruhrs verließ im Jahre 1718 der damalige
 Bischof Heinrich Hartard von Röllingen die Stadt Speier und begab

sich nach Bruchsal, wo er in einem beschriebenen Haushalte bei Ber-
 wandten wohnte. Aber der stets kränkelnde Greis bekam Heimweh
 nach Speier. Seine Hofhaltung in Bruchsal wurde im April 1718
 aufgelöst. Doch schon Ende November desselben Jahres starb der
 beliebte Bischof in Speier. Seine Leiche wurde im Dome beigelegt.
 Seinem Nachfolger, dem Kardinal Damian Hugo von Schönborn,
 tat die treffliche Luft von Bruchsal so wohl, daß er sich entschloß, das
 selbst eine neue Residenz zu erbauen. Seine wirtschaftliche Ord-
 nungsiebe ermöglichte es ihm, ohne Beifugung des Landes und ohne
 Frohdienste der Untertanen das Bruchsaler Residenzschloß in weni-
 gen Jahren anzuführen. Im Sommer 1743 starb der edle Fürst
 zu Bruchsal. In der St. Peterkirche, zu der er den Grundstein
 legte, wurde er begraben. — Das Domkapitel erhob zu seinem Nach-
 folger den Kardinal von Hutten. Unter ihm erweiterte sich die
 Stadt sehr. Eine Saline, eine Kaserne und eine Tabakfabrik wur-
 den erbaut, er ergänzte die von Schönborn gestiftete Bibliothek und
 förderte auch sonst die aufblühende Residenzstadt. Fürstbischof von
 Styrum und Graf Wilderich von Walderdorf taten ebenfalls viel
 Gutes für Bruchsal. Der erstere errichtete ein Spital der barm-
 herzigen Brüder, eine Strafanstalt und ein Waisenhaus, der letztere
 hob die Leibeigenschaft auf.

1802 kam Bruchsal an Baden. Acht Jahre darauf starb Wil-
 derich in Bruchsal. Noch einmal wandte die Historie ihren Fuß
 hierher: Napoleon I. weilte als Gast der Markgräfin Amalie im
 Schloße. — 1848 wurde die ganze, im Riesental gefangen genom-
 mene Herweg'sche Schar, in dem noch nicht vollendeten, neuen
 Zuchthause untergebracht, das nach dem Mustergefangnis Penton-
 ville in London von Büsch hier einzuwerfen worden war. Am 2. Juni
 1849 wurden die badischen Aufständischen (Insurgenten) zwischen
 Bruchsal und Ubstadt von den preussischen Truppen geschlagen. Vier
 Jahre später ging die erste Eisenbahn von hier nach Bretten-Weilz-
 heim.

Damit kam die neue Zeit. Im Laufe der nächsten Jahre und
 Jahrzehnte erhielt Bruchsal immer mehr und mehr das Gesicht einer
 modernen Stadt, nicht durch Umfang, sondern durch seine Einrich-
 tungen. Handel, Industrie und Gewerbe blühten auf, Bildungs-
 stätten wurden errichtet, und ein freundlicher Geist wachte über der
 ehrwürdigen Bischofsstadt und dem einstigen Königshof, so schwer
 auch darauf, wie auf jeder deutschen Stadt, die Last dieser furchtbaren
 Zeit liegt.

Etwas über die Rufnamen in der Gegenwart.

Eine Wanderer von Clara Faist.

Neulich hörte ich hinter mir „Gretel“ rufen, und als das Rufen
 dringender ertönte, drehte ich mich um und sah eine Dame, die mit
 ängstlichen Blicken die Elektrische anstarrte, vor der eben ein Hund
 geschickt noch wegsprang. Ich glaubte mich getäuscht zu haben, allein
 es war wirklich die gerufene „Gretel“ gewesen, denn die Dame
 streckte das Tier mit zärtlichen Gretelarrufen! Ich staunte nicht
 über die Namensgebung, denn unlängst hörte ich eine Hundebesitzerin
 ihren schwarzen Rüden „Bubi“ rufen! Wieleicht sind auch Hunde auf
 den Namen „Mädi“ hörend in hiesiger Stadt. Es ist alles möglich,
 auch das Wiberjünglein in dieser Beziehung.

Der Sohn heißt „Wolff“, die Tochter „Maus“ — da darf der
 Rüden schon „Bubi“ oder „Gretel“ genannt werden, der besseren Unter-
 scheidung wegen. Ich hörte schon manche Huade „Fritz“, „Hans“,
 „Fredi“ hier rufen. Beim Rufname „Bubi“, der wohl die geschmack-
 loseste Benennung ist, kam mir wieder mal so recht die ganze alberne
 Nachäffererei der Menschen zu Bewußtsein.

Seit wann ist es denn bei uns in Süddeutschland gang und gäbe
 geworden, die Endsilben der so schönen deutscher Namen „Vater, Mut-
 ter, Mädchen, Büchlein“ in i ausklingen zu lassen?

Ich erinnere mich noch gut, wie vor vielen Jahren die Abkürzung
 „Bibi“ in Mode kam, weil eine bekannte Prinzessin des Namens
 Viktoria in ihrer Familie so genannt wurde. Die Bezeichnung ist
 englischen Ursprungs. Das hinderte aber die Deutschen nicht, es dem
 Sprachgebrauch einzufügen. Die sog. Hofkreise nahmen die Abkürzung
 des Namens an und von da filterte es als etwas „vornehm klingendes“
 weiter nach unten durch. Dasselbe gilt von den bis zum Ueber-
 druck gehörten Rufnamen „Baby“ und „Mädy“. Die deutschen
 Frauen fanden es so viel feiner, ihr Kind „Baby“ zu nennen und die
 Tochter „Mädy“, oder wie man dies englische Wort dann deutsch
 schrieb „Mädi“. Die sogenannten unteren Stände führten diese
 Namen nicht — umso mehr zeichneten sich die so gerufenen Kinder
 aus! Und wenn die Tochter inzwischen erwachsen war, wurde sie
 weiter „Mädy“ auf deutsch „Mädelchen“ gerufen.

Ich habe es erlebt, daß eine ganze Wäsche-Ausstattung vor Jahren
 mit dem ausgeführten Namen „Mädy“ gestiftet wurde. So etwas
 kann nur in Deutschland vorkommen!

Wir haben ja eine so arme Sprache, da müssen wir immer fremde
 Anleihen machen. Oder finden wir es wirklich „vornehmer“ für
 Familienmitglieder Fremdnamen zu gebrauchen?

Dann noch lieber für der Hund, wenn dies geschehen muß!
 Abgesehen aber vom Nachreden und Nachahmen, was andere tun,
 denn das Ohr so abgestumpft geworden, daß man die sprachschönen

11
das
Gesch
ten
Gesch
3
heutige
Redari
Lange
Krebu
Haber
1884
ganden
bis 18
nach
er als
Heidel
berger
liberal
von
einige
Mit
fahrk

die Herkunft der beiden Namen „Vater“ und „Mutter“ in „Vater“ und „Mutter“ verändert? Diese Abkürzung kam aus Berlin, da hier sie zu einer Zeit, als in Süddeutschland noch kein einziger „Vater“ herumlief. Wenn die Nord- und Niederdeutschen diese Abkürzung vorzuziehen, so ist dies verständlich, schon als Abkürzung des „Vater“ und „Mutter“. Wir Süddeutsche sollten uns diese Worte reden und keine Berliner oder Mecklenburger oder sonstwelche Dialektwendungen annehmen. Zu allererst aber sollten wir mit diesem Messer drangehen und außerdeutsche Namenbezeichnungen aus unserem Sprachgebrauch herauschneiden. Fort mit dem „Baby“ und „Mummy“ und in der Kleidung mit dem „Smoking“ und „Couture“, und ich könnte noch eine ganze Menge ähnlicher unnützer Bezeichnungen hier anführen, die den Deutschen nicht anstehen. Darin sollte uns „das Ausland“ belehren, ich glaube, es fielen keinem Menschen in England ein, deutsche Worte zu gebrauchen in dieser Art. Noch dazu, um „vornehmer“ zu erscheinen! Noch dazu nach einer Verewaltigung, wie sie uns zuteil geworden ist!

Bekennen wir uns doch auf unsere heimische Ausdrucksweise und wenn wir nicht, wenn uns der Schnabel in Süddeutschland gewachsen ist, den Norden nach! Nichts bezeichnet den Halbgebildeten mehr, als wenn er bei der ersten Gelegenheit seinen heimischen Dialekt ablegt und „hochdeutsch“ oder „norddeutsch“ sprechen will, weil er meint, das „vornehmer“! Bewahre dir den Heimatklang deiner Sprache, sie ist ein Stück echten Lebens von dir.

Und noch eins, da vor Namen der Familienglieder die Rede ist: Warum werden den Kindern jetzt so häufig Doppelnamen, 2 Rufnamen gegeben? Auch, weil's vornehmer sein soll?

So viel ich weiß, stammt diese in's Volk geratene Sitte ursprünglich von „oben“, von den Fürsten, deren Kinder mit 2 Namen gerufen wurden. („Karl-Friedrich“, „Friedrich-Wilhelm“ usw.) Dann fixierte sich der Gebrauch weiter durch und wurde — wie alles — Mode!

Wer in die Deffenlichkeit tritt, geniert sich fast, nur einen Vornamen anzugeben und der bisher als Hans Müller bekannt, nennt sich als Autor seines 1. Buches „Hans Otto Müller“. Und bei diesem Namen wäre es auch noch einigermaßen entschuldigend, denn die „Müller“ sind Legion. Es tun's aber auch Andere mit weniger populären klingenden Familiennamen unvorsichtig — und höchst unvorigerweise! Die armen Lehrer aber, die in der Schule, wo die Klassen immer größer werden, so viele Doppelnamen im Gedächtnis behalten müssen!

Und erst in den Familien selber, wo 3, 4 Kinder mit Doppelnamen benannt werden!

Es ist etwas so Klägliches, um das Nachahmen, was „Andere“ tun! Wir sehen es in den lächerlichsten und oft widerwärtigsten Erscheinungen in der Gegenwart allüberall. „Weil es die so machen, müssen wir's auch machen“ — in allem!

Wenn doch mehr „Eigene“ wieder erwüßten, die sich gerade dadurch auszeichnen, daß sie Andere in gar nichts nachahmten sondern den Mut haben (es gehört oft Mut dazu!) ganz sie selbst zu bleiben in ihrer schätzbaren Eigenart.

Um zum Anfang der Mauderei zurückzukehren wo ich von den „Hunden“, „Gretel“ und „Hubi“ erzählte, sollte da nicht auch ein Vornamen eintreten, daß man für Tiere Namen findet, die wir nicht genannt sind, als Rufnamen der Menschen zu kennen? Daß nicht mehr, wenn man in eine Familie kommt und einer „Hans“ oder „Fritz“ zuhört, zu unserm Erlaunen nicht der Sohn, sondern der Hund erheut! Man sollte aber auch nicht Hunde mit Namen edler Menschen der Vergangenheit benennen, wie z. B. dem Namen „Tasso“, der uns durch das Goethe'sche Schauspiel besonders nahe trat.

Es sind dies Geschmacklosigkeiten, Verzerrungen, die von keinem Menschen verstehen für den Klang und die Bedeutung solcher Namen gelten. Es wäre uns doch allen verlegend, Namen von verehrten Helden der Geschichte oder von lieben Menschen — als Hundernamen zu bezeichnen!

Heimat.

Von Herbert Jensen. Karlsruhe.

Als ich vor einigen Jahren von einer Reise nach Norddeutschland zurückkehrte, stieg in Lüneburg ein älterer Herr mit einem jungen Mädchen in das Abteil. Sie setzten sich mir gegenüber auf die Bank. Es war in der Zeit, da die Heide in Blüte steht und ich konnte nicht unterlassen, meiner Bewunderung über die uns rings umgebende bunte Pracht der Natur Ausdruck zu geben.

„Haben Sie es hier so herrlich?“ meinte der Herr, freundlich lächelnd. „Meiner Tochter ist es hier zu einjährig und zu langweilig, sie will ihr nur einmal die Berge zeigen.“

„Aberdings sind die Berge abwechslungsreicher und romantischer; aber in ihrer besonderen Art ist doch auch die Heide schön.“

„Ganz recht, man muß jedes Ding auf seine Weise betrachten. Das tut man nicht immer, zumal nicht, wenn man jung ist. Als noch ein Kind war, gefiel mir meine Heimat ebenjowenig wie meiner Tochter. Nichts wünschte ich mehr, als sobald wie möglich wegzuziehen in die weite, schöne Welt. Natürlich wollte auch ich die Berge. Und so fuhr ich denn als junger Studiosus nach Freyburg. Ich glaube, damals gab es keinen glücklicheren Menschen als wie ich so voll jugendlicher Begeisterung den Schwarzwald

durchwanderte. Hinein in die stillen Täler und hinaus auf die einsamen Berge. Das Gebirge allein war mir unberührte Natur, dort allein meinte ich, finden zu können, was ich von Zeit zu Zeit ersehnte: die Einsamkeit. Doch als ich älter wurde, bekam ich plötzlich eine unjagbare Sehnsucht nach meiner Heimat. Mit einem Male konnte ich sie mir in der ganzen schlichten Schönheit bis ins Einzelne vorstellen und ich verlor eine große Lust, einmal wieder durch die sandige, stille Heide zu wandern.

„Es dauerte denn auch nicht lange“, so fuhr der Erzähler fort, „da war ich zu Hause. Ich konnte die Zeit nicht abwarten, bis ich den Stof in die Hand nahm, um meine Wanderung anzutreten. Es war ein prächtiger Sommermorgen. Ich bin gegangen, Stundenlang, und es wurde mir doch nicht langweilig. Ich konnte jetzt gar nicht mehr begreifen, wie ich jemals hatte glauben können, es sei nur in der Ferne schön und wie ich es hatte veräumen können, in meiner Jugendzeit meine schöne Heimat zu durchstreifen. Und wenn mich jemand fragen sollte, warum mir meine Heimat am schönsten dünkt, dann kann ich nichts anderes antworten als: „Weil es meine Heimat ist!“ Man ist einmal mit Leib und Seele mit dem heimatischen Boden verwachsen.

„So geht es uns Norddeutschen in der Jugendzeit: Man muß immer erst eine Weltreise machen, wenn man „etwas Schönes“ sehen will! Da haben die Süddeutschen besser, die haben es nicht erst nötig, die Schönheit ihrer Heimat zu „entdecken!“

„Meinen Sie das wirklich?“ sagte ich. „Ich glaube, es gibt auch dort ihrer genug, die ihre Heimat noch nicht kennen und gern haben.“ Doch das wollte der alte Herr nicht glauben. Und ich möchte wohl hoffen, er habe Recht.

Die Altertumsammlungen und Museen Badens.

Von Karl Hofmann, Karlsruhe.

2. Das vaterländische Museum in Mannheim.

Den Namen „Vaterländisches Museum“ tragen seit dem Sommer 1910 die im Schlosse zu Mannheim vereinigte Sammlungen des ehemaligen Großherzoglichen Antiquariums und des Mannheimer Altertumsvereins.

Der Grund zum Mannheimer Antiquarium wurde schon unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor im Jahre 1763 gelegt, wenigstens soweit es eine Sammlung heimatischer Altertümer einschließt. Vier römische Denksteine aus der nächsten Umgebung tragen heute noch auf kleinen Messingtafeln das Jahr ihrer Aufnahme mit der Bemerkung über ihre Herkunft; es sind das Altarrelief von Mannheim, der Weibstein zu einem Merkurbild von Hochbad bei Heidelberg, der Große Altar von Ladenburg und der vierseitige Altar vom Heiligenberg bei Heidelberg. In den nächsten Jahren wurden durch die Reisen von Mitgliedern der 1703 vom Pfalzgrafen ins Leben gerufenen „Pfälzischen Akademie der Wissenschaften“ eine große Anzahl römischer und mittelalterlicher Denkmäler in weiteren Kreisen besetzt und für die Sammlung in Mannheim erworben. Ueber diese Reisen und Denkmäler gab dann jeweils der Sekretär der Akademie, Andreas Lamet, in den „Acta academiae Theodoro-Palatinae“ genaue Mitteilungen. Von heute badischen Orten wurde z. B. im Jahre 1767 das Städtchen Vorberg besucht und nach seinen Merkmälern eingehend beschrieben.

Bei der Verlegung der Residenz von Mannheim nach München im Jahre 1777 war der Bestand des Antiquariums, soweit er aus der eigentlichen Pfalz stammte, schon recht bedeutend. Allein infolge der Ereignisse der französischen Revolution kam es sogar im Jahre 1794 so weit, daß eine weitere Unterhaltung des Antiquariums und der Akademie unterblieb. Bei der Vorkriegszeit der Pfalz von Bayern im Jahre 1802 wanderten dann die meisten Gegenstände der Sammlung nach München, der Rest verblieb in Mannheim und wurde durch eine Verfügung des neuen Landesherren, des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden, dem die Stadt Mannheim die Altertümer zum Geschenk machte, endlich im Jahre 1809 bestimmt, daß die Antiquitäten und Bücherammlungen in hiesiger Stadt, in dem Großschlosse, in ihrem bisherigen, so geschmackvoll als kostbar dazu hergerichteten Verwahrungsort für je und allezeit ganz und ungetrennt belassen werden sollen. Die Verwaltung und Aufsicht darüber erhielt das neuerrichtete Mannheimer Lyzeum, dessen Lehrer und Direktoren eigentlich bis heute dies Ehrenamt versehen.

Die Sammlungen des Mannheimer Altertumsvereins sind so alt wie der Verein selbst. Sie entstand aus den Funden, die im Jahre 1850 beim Neubau eines abgebrannten Hauses gemacht worden waren durch den gleichzeitig gebildeten Verein. Sie sollten eine Grundlage für die heimatische Geschichtsforschung werden. Durch die Unternehmung des großen Irenenfriedhofs bei Wallstadt seit 1860 und durch Ausgrabungen bei Walldorf 1863 und Ladenburg 1866, bei Neuenheim und Eretfeld und ganz besonders durch die Grabstätigkeit im Römerkastell zu Otterburken, die von 1867 bis 1874 andauerte, war ein so großer Bestand an bedeutenden Altertumsgegenständen geschaffen worden, daß die Vereinsammlung schon damals die des Großherzoglichen Antiquariums bedeutend übertraf. Immer aber war sie noch in einem Zimmer im „Silbernen Anker“ untergebracht. Im Jahre 1863, als der Raum zu eng wurde, überließ die Stadtverwaltung dem Verein einen Saal im Fruchtlagerhaus. Doch drei Jahre später war auch dieser schon unzulänglich, so daß 1867 im Schlosse zwei Säle dafür gemietet werden mußten. Endlich wurden im Jahre 1877 ausreichende Räume im Schlosse bereit gestellt.

So waren nun beide Sammlungen unter dem gleichen Dache untergebracht, was zunächst im Jahre 1880 zu einer vorläufigen Vereinigung unter Vorbehalt und Kennzeichnung des beiderseitigen

Eigentumsrechte führte. Seither haben die „Veredelten Sammlungen“ eine eingehende Verzeichnung und Beschreibung erfahren und sind heute in ihrer reichhaltigen Vermehrung eine unschätzbare wichtige Quelle für die Erforschung der Heimatgeschichte geworden. (Ein Schlussartikel folgt.)

Das Käuzchen rief...

Erzählung von Maria Henze - Karlsruhe
(Schluß.)

Süßer Kirchhölenduft zog durch die Frühlingnacht, und der Duft erinnerte mich an bittere Mandeln. Die Beiden mochten sich glücklich fühlen; doch trotz der Glückseligkeit, die in dieser hellen Mondnacht durch ihre Seelen ziehen mochte, mußte sich bestimmt eine Leidenhaftigkeit mischen; denn die Sünde hat in ihnen, und jene rote Leidenschaft, die kein Erbarmen kennt, sondern fortreibt, fortreibt — und zuletzt vernichtet. Da sprach meine Mutter: „Geh' nicht von hier fort, Liebling, bleib' im Dorfe, denn ich brauche Dich zum atmen. Ich brauche Deine Liebe zum Leben; denn an der Seite des alten Mannes erstrecke ich! Ja, ich erstrecke — erstrecke und sterbe. Du gibst mir Jugend und Heiligkeit in mein trostloses Dasein. Du! Du!“

Er zog sie ganz fest an sich und küßte ihre Lippen, dann sagte er: „Ich gehe nur aus dem Dorfe hinaus, wenn Du mitgehst! Hörst Du?“ Wie ein Schwur zitterten die Worte durch die Frühlingnacht.

Jede Nacht habe ich meine Mutter gesehen, wie sie sich dem Förster in die Arme schmiegte, jede Nacht habe ich mein Kinderherz zitternd festgehalten, um nicht hinaus in die Nacht den Namen „Mutter“ zu schreien. Dann war der Mond eines Nachts nicht mehr da, und ich sah nur zwei Schatten sich am Gartenzaun treffen. An einem Morgen war meine Mutter nicht mehr im Hause und kam nicht wieder. Mein Vater hat erst ganz unsinnig geschimpft, dann aber hat er sich drein geschickt und ist ganz still geworden. Der arme, alte Vater! Nur manchmal hat er geweint und geseufzt.

In dem Lindenbaume singt jetzt ein Vogel leise und verträumt an zu zwitschern, als wenn ihm die Sonnenglut einen süßen Traum aus fernem Lande gebracht hätte.

Stille hielt Karl Berthel die Hand seiner Braut, und es war, als wenn seine Finger Leise zu bebden angingen.

„Hat Deine Mutter wieder einmal etwas von sich hören lassen, Steppi?“

„Nein, nicht ein einziges Mal hat sie an ihr Kind zurückgedacht.“

„Stephi, bleib' mir treu!“

Wie ein Silberklang schlangen die Worte aus dem Munde des jungen Mannes, und lächelnd gab das Mädchen ihm ihre blühenden Lippen zum Kusse. „Ich bleibe Dir treu, Karl, verlaß' Dich darauf. Ich — ich will nicht so sein wie meine Mutter!“

Die Sonne strahlte aus ihrer Höhe herab durch die duffenden Lindenweige und goh übermütig ihren Glanz über beide Menschen hin. Und mit dem tiefsten ihrer Zauber flüsterte sie den beiden Liebenden zu: Fortschleiche Kinder, was sitzt ihr hier und grübelt über die Vergangenheit nach, genießt doch die Gegenwart. Wahrlich, wie köstlich, wie legensvoll ist die Sommerzeit, sind meine Strahlen, die voll Liebe zu euch tanzen. Nicht ihr nicht den Duft, der von den blumigen Wiesen zu euch dringt? Denkt ihr nicht daran, daß morgen eure Hochzeit ist? Derweil sitzt ihr hier unter der Linde und laßt eure Gedanken schwer in die Vergangenheit gleiten — die Frau, von der ich spreche, verdient vielleicht gar nicht einen Prosaen Erinnerung. —

Da senkte Steppi leise, fuhr sich über die blanken Augen, gab ihrem Schatz noch einen Kuss und sagte:

„Geh' jetzt, Karl, ich muß dem Vater nun Kaffee kochen, denn er will wieder auf die Wiese. Heute abend ist Volterabend, Karl!“

Dann war alles still — nur ein dürres Aestchen fiel vom Lindenbaum — — —

Am andern Tage war Sonntag und Hochzeit. Am die Türe, die zu das Häuschen des alten Krüger führte, war eine Guirlande gewunden, aus Lanzengrün. Bunte Sommerblumen leuchteten daraus hervor. Das Gärtchen strahlte in seiner blühenden Pracht und sah aus, als wolle es sich wie ein weicher Teppich unter die Füße des jungen Paares ausstrecken, wenn es feierlich und still den Weg zur kleinen Kapelle hingehen würde.

Darin in ihrer Kammer stand Steppi vor dem kleinen Spiegel und ließ sich den Kranz und der Schleier von ihrer besten Freundin durchs goldig glänzende Haar flechten. Dabei kam ihr der seltsame Traum von der Nacht wieder in den Sinn. Sie hatte ihre Mutter mit weit-aufgerissenen Augen in der Türe stehen sehen. Voll Angst, bittend und anklagend, sah sie ihr Kind an. Verzeihe mir, sprachen ihre Mienen. — ein schönes Leben aber auch. Hier war Friede, war Ruhe. Aber ich war noch so jung, so heiß, mich litt es nicht mehr hier in der Enge des kleinen Hauses, mich litt es nicht mehr in der Liebe des alten Mannes. Ich wollte Jugend haben und Lust und Freude. Darum ging ich hinaus in ein anderes Leben. Anstatt des engen, weltabgeschlossenen Daseins hier in dem Dorfe habe ich Sonne und Blumen draußen in der Welt gesucht. Aber ich habe oft an euch gedacht, trotzdem ihr mich

gar nicht kanntet. Auch ich habe euch nicht gekannt. Ihr wußtet nichts von meinen Schmerzen, meiner Sehnsüchten, und ihr habt gar nichts von euch erzählt — immer war es so still in der Stube, immer so hell. Warum sprach ihr nie von Liebe zu mir? Von der großen Liebe, die sich von rotem Blute nährt? Alles Schöne mußte ich allein genießen, erleben und einatmen, bis der andere noch kam und mich verstand in meiner Einsamkeit. Ich floh zu ihm, weil ihr mich nicht verstandet. Ich strebte mit ihm in Jugendkraft dem Leben zu; denn ich wollte nicht lebendig hier in eurer Einsamkeit begraben sein. Aber immer wenn der Mond so scheint, dann sehne ich mich, dann sehne ich mich draußen im Leben wieder einmal hierher zurück. Dann möchte ich wieder auf der alten Ofenbank sitzen und meinem Kinde süße Bieregenlieder vorsummen oder hinauszufragen in die sonnige Luft und den Blüten lauschen. Manchmal denke ich, der alte Mann war viel zu gut für mich; wenn er anders gewesen wäre, vielleicht wäre ich bei euch geblieben. Nun geht du auch noch von ihm, er wird allein und verlassen im weißen Häuschen zurückbleiben. Des Nachts wird er das Käuzchen weggagen, wenn es auf seinem Dache schreit. Ich möchte weinen, Kind — aber dennoch — ich fand ja das Glück.“

Dann war Steppi aufgewacht. Die Sonntagmorgen-Sonne schien in ihr Kämmerchen und spielte auf dem reinen Beinen ihres Bettes, zog spinnwebfeine Fäden durch den Raum und wollte mit dem Mädchen lachen: Heute ist Hochzeit, Steppi, deine Hochzeit — Steppi dachte an ihren Traum und derweil erzählte ihr die beste Freundin vor ihrem eigenen Schatz, und daß auch sie bald Hochzeit feiern würde. Dann erzählte sie von einer andern Freundin, die von ihrem Liebsten verlassen wurde und in Schande daselbstige urd sich quälte. Weiss kaiserlich die Blätter der ersten Ausgabe, als die Freundin des Mannes auf das goldigglänzende Haar der Braut besetzte. In des einen Seite fielen einige Goldstücke wie gleiches Gold unter dem Schleier hervor, und das leuchtete und spritzte und schimmerte. Dann gingen die Gloden an zu läuten. Der Bräutigam klopfte an die Kämmerthüre und holte sich die Braut heraus. Unten in die geräumige Stube floh der Sonnenschein goldglutend herein. Die allernächsten Verwandten des alten Krüger sahen an dem großen Tische. Alle fanden sie Tränen der Wehmüt; denn jeder war sich des Ernstes bewußt, der über dem alten Manne lag, der heute sein einziges Kind, seinen einzigen Sonnenstrahl aus dem kleinen Hause flattern ließ. — Hinaus — — —

Die Hände des jungen Vikar zitterten leise, als er sie auf den schönen Kopf der jungen Steppi legte, um sie zu segnen. Und Steppi dachte: Was sind das für schöne, weiße Hände, sie sind bald so wie die meiner Mutter. Als das Paar aus der Kirche schritt und zwischen den Reigen der neugierigen Dorfbewohner kaum Platz fand — ein schrak Steppi am Arme ihres jungen Gatten, und der Atem ging schnell. Dabei dann in der großen Stube nahm Karl sie in den Arm und sagte:

„Warum zucktest Du zusammen, als wir durch das Dorf gingen?“

„Ich — ich war erschreckt; denn ich sah meine Mutter, Karl — ich sah sie ganz bestimmt, dort an dem blühenden Rosenstrauch am Dorfbrunnen stehen — ich sah sie ganz bestimmt! Ganz traurig sah sie mich an, wie vorige Nacht — da habe ich von ihr geträumt.“

Stephi, sei vernünftig, und vergiß Deinen Aberglauben.“

„Ja, ja, aber das Käuzchen rief auch die letzte Nacht wieder — und ich sah meine Mutter — das bedeutet Unheil.“

Am andern Tage war der alte Krüger ganz allein in dem weißen Häuschen. Des nachts hörte er das Käuzchen wieder schreien, und als er das Fenster öffnete, sah er einen Schatten unter den Lindenbaum hüpfen, einen Feuerschatten. Als dann der Morgen dämmerte, ging der Alte hinaus in sein Gärtchen — Zwischen duffenden, weiß leuchtenden Narzissen lag sein Weib Tot und blaß, wie die Blumenblüten. Er hob es auf und trug es sachte auf seinen alten Armen hinein in die große Stube und legte es auf das alte Kanapee. „Nach bist du doch wieder zu mir gekommen, Bertha, bist wieder heimgekommen, um deine letzten Augenblicke dem Häuschen zu schenken.“ — Er wuschle einige helle Blutstropfen von ihren blassen Lippen. Es schien als ob die blasse rote noch ein liebes, liebes Wort hauchen wollte, und als ob das schöne Goldhaar noch einmal aufleuchten wollte, um mit den Sonnenstrahlen zu glänzen. Der Alte sank nieder und betete leise. Dann stand er auf, öffnete das Fenster ganz weit, damit die weiße Sommerluft hereinwehen konnte. Er holte Kerzen, zündete sie an und hielt dann noch Zwiegespräche mit seinem heimgekehrten Weibe. Die Sonnenstrahlen spielten auf dem marmorähnlichen Gesicht und zuckten mit den Flammen der Kerzen um die Wette. „Ja, ja, wenn das Käuzchen ruft, da muß einer sterben — muß einer sterben. Mein Kind ging von mir — mein Weib fand sich wieder heim.“ —

Der widerrechtliche Abdruck der in „Volk und Heimat“ erscheinenden Original-Artikel, Erzählungen, Gedichte usw. ist verboten.

In jeder Nummer wird derjenige Original-Beitrag, welchem das Programm von „Volk und Heimat“ (Pflege des badischen Volkscharakters, landschaftliche, geschichtliche, kulturgeschichtliche und allgemeine Schilberungen aus Baden, auf jedem Gebiete von Wissenschaft und Kunst) am besten zum Ausdruck kommt, mit dem Händlungspreis „Volk und Heimat-Preis“ der „Bad. Presse“ (50 M.) bewahrt.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Herzog.

Druck und Verlag von Ferdinand Schiergarten in Karlsruhe.